

Drei Schwester tern

SCHAUSPIEL

**Drama von
Anton Tschechow**

KOMM INS OFFENE

Staatstheater Darmstadt

Marielle Layher, Edda Wiersch, Antonia Labs



Drei Schwestern

Drama von Anton Tschechow

Aus dem Russischen von Elina Finkel

Premiere am Donnerstag, 20. August 2020, 19:30 Uhr

Staatstheater Darmstadt, Kleines Haus

ANDREJ SERGEJEWITSCH PROSOROW Hans-Christian Hegewald

NATALJA IWANOWNA (NATASCHA), ANDREJS BRAUT, SPÄTER SEINE FRAU

Katharina Knap

SEINE SCHWESTERN

OLGA Antonia Labs MASCHA Marielle Layher IRINA Edda Wiersch

FJODOR ILJITSCH KULYGIN, GYMNASIALLEHRER, MASCHAS MANN Robert Lang-Vogel

ALEXANDER IGNATJEWITSCH WERSCHININ, OBERSTLEUTNANT Daniel Scholz

NIKOLAI LWOWITSCH TUSENBACH, BARON, OBERLEUTNANT Mathias Znidarec

WASSILI WASSILJEWITSCH SOLJONY, STABSHAUPTMANN Victor Tahal

IWAN ROMANOWITSCH TSCHEBUTYKIN, MILITÄRARZT Hubert Schlemmer

ANFISSA, EINE AMME Karin Klein

REGIE Katrin Plötner BÜHNE Camilla Hägebarth KOSTÜM Johanna Hlawica

MUSIK Markus Steinkellner MUSIKALISCHE EINSTUDIERUNG Elena Beer, Giacomo

Marignani DRAMATURGIE Maximilian Löwenstein

REGIEASSISTENZ Georg Raab PRODUKTIONSASSISTENZ Frida Streu KOSTÜM-

ASSISTENZ Lucia Bushart INSPIZIENZ Emily Réka Selmeczi SOUFFLAGE Christine

Barth REGIEHOSPITANZ Zeynep Turgut KOSTÜMHOSPITANZ Vanessa Wujanz

KOMMUNIKATION Judith Kissel

BÜHNENMEISTER Sebastian Emrich BELEUCHTUNG Benedikt Vogt

REQUISITE Julia Gräser MASKE Christoph Pietrek, Manuela Kutscher

AUFFÜHRUNGSRECHTE DER ÜBERSETZUNG bei Henschel Schauspiel Verlag

DAUER *Circa eine Stunde und fünfundvierzig Minuten, keine Pause*

Weitergehen.

I.

In der 1889 erschienenen Erzählung „In der Schlucht“ von Anton Tschechow markiert ein Satz scharf die Situation der Figur Anissim. Der junge Mann hat gerade geheiratet und reitet bald darauf schon wieder fort von seiner Frau in einer nicht näher benannten, dubiosen Mission. Oben am Rande der Schlucht, in der Anissim groß geworden ist, blickt er sich, gerührt von den aufsteigenden Kindheitserinnerungen, noch einmal um: „er wünschte sich, daß eine Mauer plötzlich aus der Erde wüchse und ihn nicht weiterließe, so daß ihm nur die Vergangenheit bliebe.“ Anissim hat kurz vorher seine bürgerliche Existenz zerstört, indem er bei seiner Hochzeit prahlerisch Falschgeld an die Menge verteilt hat. Die Falschmünzerei fliegt bald auf, er wird verurteilt und für sechs Jahre nach Sibirien verbannt. Die ganze Erzählung läuft ab diesem Punkt auf eine Katastrophe hinaus in der schließlich Anissims kleines Kind ermordet wird und sein Vater Grigori völlig zerbricht.

Hätte diese Mauer Anissim und die Seinen vor ihrem Schicksal retten können? Was war an Anissims Weg in die Zukunft so falsch und unabänderlich, dass nur noch die Vergangenheit für ihn attraktiv war? Nur die Sehnsucht nach einer unbeschwerten Kindheit kann diesen Wunsch nach einer Mauer wohl nicht erklären. Vielmehr scheint diese Figur aus sich selbst heraus auf keinen Fall mehr ein Mittel gegen den eigenen Weg in den Abgrund zu sehen. Warum nur?

II.

Am 31. Januar 1901 wird Tschechows Schauspiel „Drei Schwestern“ in Moskau uraufgeführt. Der Autor des Stücks Anton Tschechow ist zu diesem Zeitpunkt bereits ein berühmter Mann. Im vorherigen Jahr ist er zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt worden und die Theaterwelt fieberte geradezu auf sein neues Stück hin.





Hans-Christian Hegewald, Katharina Knap

WEITERGEHEN.

Ein beachtlicher Weg für Anton Pawlovitsch Tschechow, der 1860 als dritter Sohn eines kleinen Kaufmanns in Taganrog geboren wurde. Neben seiner wenig glanzvollen Abkunft, die Tschechow auch gerne von seinen Lehrern vorgehalten wird, bestimmt sicher der Bankrott des Vaters im Jahr 1876 sein Heranwachsen. Der Vater flieht mit der Familie nach Moskau und der sechzehnjährige Tschechow bleibt allein zurück in Taganrog. Er wohnt im ehemaligen Elternhaus und verdient sich etwas Geld mit Nachhilfeunterricht. Bald fängt er an zu schreiben und 1877/78 entsteht sein erstes Theaterstück „Die Vaterlosen“, das später unter dem Titel „Platonow“ bekannter wird. Der junge Anton übernimmt früh Verantwortung, studiert Medizin, praktiziert mit großer Ernsthaftigkeit und treibt parallel dazu auch seine eigene literarische Produktion voran, indem er z. B. kontinuierlich Erzählungen für die Petersburger Zeitung verfasst. Das Schreiben für die Zeitung lehrt Tschechow das Verknappen und Verdichten seiner Texte, so dass später Freunde von ihm klagen, wenn man ihm seine Manuskripte nicht rechtzeitig wegnehmen würde, würde er sie derart einkürzen, dass sich seine Erzählungen darauf beschränkten „daß sie jung waren, sich verliebten, heirateten und unglücklich wurden.“ Tschechows Reaktion auf diese Geschichte war entsprechend knapp: „Aber so ist es doch tatsächlich.“ Kein Autor fürs Weitschweifige oder Sentimental-Romantische.

Auch die Tuberkulose, die ab 1884 Tschechows Leben dauerhaft und zunehmend bestimmt, wird ihr Übriges getan haben, diesem Autor die Endlichkeit vor Augen zu führen. Er hält mit seiner Zeit haus und wird ab da immer wieder lange auf der Krim zur Kur bleiben müssen. Seine medizinische und seine literarische Arbeit erhalten die Priorität in seinem Leben. Die Liebesbriefe zwischen Tschechow und der Schauspielerin Olga Knipper folgen vor allem einer bedauerlichen Dramaturgie: „Anton, wann kommst Du endlich zu mir? / Ich muß nur noch kurz einen Text abschließen, aber dann...“

III.

Es hilft diese biographischen Fakten vor Augen zu haben, wenn man auf „Drei Schwestern“ blickt. In diesem Stück in vier Akten verfolgen wir drei Generalstöchter, die zusammen mit ihrem Bruder in einem kleinen Städtchen nach dem Tod ihres Vaters fernab ihrer ehemaligen Heimat Moskau sehnsuchtsvoll leidend dahinleben. „Nach Moskau!“ seufzen sie abwechselnd immer wieder in den Gesprächen mit den örtlichen Militärs, die ihnen regelmäßig Gesellschaft leisten. Keine von ihnen schafft einen nennenswerten Aufbruch nach Moskau. Die häusliche Ruhe der Schwestern wird vollends zerstört durch Andrej, den Bruder, der die Abfahrt nach Moskau durch seine Karriere ermöglichen sollte. Andrej strebt nämlich keineswegs nach Höherem, sondern findet mit einer örtlichen, machtbewussten Natascha ein kurzes Liebesglück und langes Eheleid. Irina, Mascha und Olga sitzen also weiter fest und werden nun im Hause durch Natascha von ihrem Thron vertrieben. Was ihnen bleibt, ist das Sprechen. Sie reden und reden über das was sie tun müssten und verlieren dabei ihre eigenen Ziele zunehmend aus den Augen. Eine betrügt ihren Ehemann, eine heiratet jemanden, den sie überhaupt nicht liebt und eine liefert sich aus Verzweiflung ihrem Beruf als Direktorin einer Schule aus, obwohl sie nie Direktorin werden wollte. Im letzten Akt zieht das Militär ab. Keiner bleibt den dreien mehr mit dem sie weiterreden könnten. Die Brigade zieht mit Tschingderassa aus der Stadt und die kopfschmerzgeplagte Direktorin Olga kommentiert die Lage der Schwestern so: „Die Musik spielt so fröhlich, so heiter, man möchte leben! Mein Gott! Die Zeit vergeht, und irgendwann werden auch wir vergehen, man wird uns vergessen, unsere Gesichter vergessen, unsere Stimmen, und wie viele wir waren – aber unser Leid wird sich in Freude verwandeln, für die, die nach uns kommen, es werden Glück und Frieden herrschen auf der Welt, und dann wird man unserer gedenken und uns segnen...“ Bei der Uraufführung wurde an dieser Stelle des Stück eher geseufzt als gelacht. Sehr zum Missfallen von Tschechow, der sich über Stanislavskijs Regie so sehr ärgerte, dass er dessen Interpretation weinerlich nannte. Über seine Schwestern sagte er vielmehr: „Aber dazu habe ich sie nicht geschrieben. [...] Ich wollte etwas anderes. Ich wollte den Menschen nur offen sagen: Schaut euch selbst an, schaut, wie schlecht und langweilig ihr

alle lebt.“ Tschechows Blick auf seine Figuren ist eher kalt und unsentimental. So verstanden wirkt Olga auch eher lachhaft als tragisch. Sie schafft in vier Akten wirklich wenig, außer ihre Pflicht zu erfüllen, aber dann vermeldet sie, dass ihr Scheitern Grund genug sein wird, dass man sie und ihre Schwestern in ferner Zukunft segnen wird. Bemerkenswert. Warum sollte das jemand tun? Wofür? Der tatkräftige Tschechow scheint mehr Spott als Mitleid für solche Hoffnungen auf eine spätere Heiligsprechung zu haben.

Der Arzt Tschechow diagnostiziert das Problem seines Personals so: „Mein Gott, wie leiden alle diese Menschen an Klugrednerei, wie sind sie beunruhigt vom Frieden und Genuss, den das Leben ihnen schenkt, wie wenig ausdauernd sind sie, wie unbeständig, unruhig; dabei ist das Leben genauso, wie es war, es verändert sich nicht und bleibt wie früher, seinen eigenen Gesetzen folgend.“ Welche Gesetze wären das? Es gibt Autoren, die Tschechow einen sozialdarwinistischen Einschlag attestiert haben – also die Tendenz das „survival of the fittest“ als Maxime hochzuhalten. (Fit sein, heißt in diesem Zusammenhang eben auch anpassungsfähig zu sein im Gegensatz zu weinerlich-starkköpfigem Beharren auf Nostalgie.) Auf jeden Fall blickt dieser Autor, der sich zeit seines Lebens neben der Schönheit von Sprache intensiv mit konkreter medizinischer Linderung menschlichen Leids beschäftigt hat, abgeklärt auf das sogenannte „Philosophieren“, seiner Figuren. Sie reden viel und sprechen wenig miteinander. Zumeist wollen sie dabei auf dem schnellsten Weg zum Glück. Ihr Hoffen auf Erlösung – zum Beispiel durch einen Umzug in die Hauptstadt – wirkt oftmals unreif, wenn auch leicht nachvollziehbar. Eine substantielle Sinnstiftung gelingt ihnen nicht. Sie suchen die Abkürzung zum Glück und wollen kein Drittes mehr zwischen sich und dem Glück akzeptieren. Damit sind sie moderne Menschen, die nur noch sich selbst realisieren wollen. Sie wollen Sinn geben. Diesem Anspruch entgegnet der Begründer der Logotherapie, Viktor E. Frankl, scharf: „Sinn kann nicht gegeben werden. Sinn geben würde auf Moralisieren hinauslaufen. [...] Sinn kann nicht gegeben werden, sondern muß gefunden werden.“ Diese Absage an individuelle Sinnstiftung sieht Menschen eingebettet in Zusammenhänge in denen sie sich aktiv sinnhaft einordnen.

WEITERGEHEN.

So betrachtet wird das Aneinandervorbeireden, das Monologisieren vieler Figuren in „Drei Schwestern“ zum Knackpunkt. Wenn jede*r nur sich selbst sehen kann, dann können diese Figuren keinen Sinn im Zusammenspiel mit dem *Außenphänomen* Leben finden. Glücklich-sein-wollen reicht nicht um glücklich zu werden. Dafür müssten sich die Figuren auf das vieldeutige „Vexierbild“ Leben einlassen und ihre Wahrheiten im Zusammenspiel mit diesem überprüfen. Das Glück könnte dann im Zusammenspiel mit dem eigenen Gewissen – dem Sinn-Organ *per se* nach Frankl – wohl nur in einer sinnhaften Beziehung zum Leben entstehen.

Vielleicht sind Olgas Nachwelt oder auch Anissims Mauer Chiffren für genau dieses dritte Element, was Tschechows, an Sinnlosigkeitsgefühlen leidenden, Figuren so oft fehlt. Ihnen fehlt anscheinend der Rahmen, eine produktive Grenze der eigenen Freiheit, die durch etwas gesetzt wird, was größer ist als jede*r Einzelne. Und diesen Mangel empfinden sie schmerzlich.

IV.

Die Premiere von „Drei Schwestern“ in der Regie von Katrin Plötner am 27. März 2020 fand nicht statt. Weder vor Publikum noch mit dem Ensemble, das wochenlang zusammen mit der Regie und dem gesamten Team nach einer relevanten und interessanten Vergegenwärtigung dieses Dramas gesucht hat. Sie wurde verschoben auf den 20. August, damit eine größere Aufgabe als unser Alltag zumindest teilweise gelöst werden konnte. Ein Virus legt die Welt gerade lahm. Und das tut es wahrscheinlich auch noch einige Zeit. Seine Bedrohung für unsere Gesellschaft ist größer als unsere künstlerischen Interessen. Da haben wir nun eine Mauer vor uns.

Eduard Kaeser schreibt in der NZZ so programmatisch wie erhellend „Der Mensch ist der Mikrobe egal – wir täten gut daran, Krankheit vermehrt als ökologisches Problem zu begreifen“. Die menschliche Ausdehnung in weitere Bereiche dieser Welt und nicht zuletzt die von Menschen verursachten Veränderungen der klimatischen Bedingungen erhöhen laut Kaeser ganz schlicht die

WEITERGEHEN.

statistische Wahrscheinlichkeit, dass wir Menschen uns an anderen Arten infizieren werden. Dass diese Arten gar nicht unbedingt Tiere sein müssen, weitet die Perspektive nochmal entscheidend. Der Paläontologe Andrew Knoll drückt die rein rechnerischen Zusammenhänge anschaulich aus „Tiere mögen der Zuckerguss der Evolution sein, aber der eigentliche Kuchen sind die Bakterien.“ So wichtig sind wir Menschen rein statistisch-quantitativ betrachtet wahrscheinlich nicht. Qualitativ haben wir uns mit Begriffen wie dem Anthropozän schon ganz schön überhöht. Das Leben kann sehr gut nach uns weitergehen. In welcher Form auch immer.

Nimmt man nun diese Fingerzeige ernst, wird deutlich, dass unsere Zukunft wahrscheinlich unberechenbarer sein wird, als unsere Vergangenheit. Diese war wohl eher ein unwahrscheinlicher Status quo der externalisierten Verantwortung mit dem wir uns allzu gern zufriedengegeben haben. Die Nachwelt oder ein anderes Drittes tritt anscheinend jetzt gerade mit Macht in unseren Gesichtskreis. Dadurch wird – spekulativ gefolgert – ein sinnhaftes Leben unter Umständen leichter denn je möglich.

Diesem wie auch immer gearteten „Dritten“ einen unwahrscheinlichen Quatsch über das eigene Leben als Heilige*r zu erzählen wird uns in Zukunft wohl nicht mehr so gut gelingen. So etwas wird uns vielleicht mehr denn je zu bitterem Lachen reizen. Und uns damit helfen einige mitunter sogar gefährliche Selbsttäuschungen loszulassen – also weiterzugehen. Zum Glück.



Victor Tahal, Mathias Znidarec

Rebecca Solnit

Die Mutter aller Fragen

Vor einigen Jahren habe ich einen Vortrag über Virginia Woolf gehalten. Bei der anschließenden Diskussionsrunde schienen einige Leute sich vor allem für die Frage zu interessieren, ob Woolf nicht hätte Kinder haben sollen. Auf diese Frage antwortete ich pflichtschuldig, Woolf habe zu Beginn ihrer Ehe, als sie sah, wie viel Freude ihre Schwester Vanessa Bell an ihren Kindern hatte, ganz offensichtlich übers Kinderkriegen nachgedacht. Mit der Zeit aber habe sie es zunehmend für unklug gehalten, sich fortzupflanzen, was möglicherweise mit ihrer psychischen Labilität zu tun hatte. Vielleicht aber, so meine These, habe sie auch einfach Schriftstellerin sein und ihr Leben der Kunst widmen wollen, was sie schließlich mit außergewöhnlichem Erfolg getan habe. In meinem Vortrag hatte ich Woolf zustimmend zitiert: wie sie den „Engel im Haus“ tötete, diese innere Stimme, die vielen Frauen befiehlt, aufopferungsvolle Dienerin des Haushalts und des männlichen Egos zu sein. Ich war doch etwas überrascht, dass mein Plädoyer für die Überwindung konventioneller Weiblichkeit nun gerade zu dieser Diskussion geführt hatte.

Ich hätte dem Publikum damals sagen sollen, dass es so ermüdend wie müßig sei, Woolfs Status in Fortpflanzungsdingen zu ergründen, und dass uns das wegführe von den großen Fragen, die ihr Werk eigentlich an uns stellt. (Ich glaube, ich sagte stattdessen irgendwann: „Ach, scheiß doch auf diesen Quatsch!“, was im Grunde dasselbe aussagte und die Diskussion abwürgte.) Schließlich schenken viele Menschen Babys das Licht der Welt, aber nur ein Mensch schenkte uns *Zum Leuchtturm* und *Drei Guineen*, und um Letzteres ging es bei unserer Diskussion über Woolf.

Diese Art von Fragen waren mir damals längst sattem bekannt. Zehn Jahre zuvor, bei einem Gespräch, in dem es um ein Buch gehen sollte, das ich über Politik geschrieben hatte, beharrte der mich interviewende Brite darauf, nicht über die Erzeugnisse meines Geistes, sondern über die Frucht meiner Lenden beziehungsweise den Mangel daran zu reden. Auf der Bühne drangsalierte er mich mit der Frage, warum ich denn keine Kinder hätte. Keine meiner





Antworten stellte ihn zufrieden. Er schien der Ansicht zu sein, dass ich Kinder haben müsse und dass es vollkommen unverständlich sei, warum ich keine hatte, weswegen wir eher darüber sprechen müssten, warum ich denn keine hätte, als über die Bücher, die ich ja immerhin hatte.

Als ich von der Bühne ging, lief mir die Pressesprecherin meines schottischen Verlags – schlank, Mitte zwanzig, pinkfarbene Ballerinas an den Füßen und hübscher Verlobungsring am Finger – mit wutverzerrtem Gesicht entgegen. „Das würde er einen Mann niemals fragen!“ fauchte sie. Sie hatte recht. (Diesen Satz, nett als Frage getarnt, benutze ich jetzt immer, wenn ich einem dieser Fragensteller den Wind aus den Segeln nehmen will: „Würden Sie einem Mann diese Frage stellen?“) Solche Fragen scheinen aus der Wahrnehmung zu resultieren, dass es nicht „die Frauen“ gibt, also die 51 Prozent der Menschheit, die in ihren Wünschen so vielfältig und in ihrem Begehren so geheimnisvoll sind wie die restlichen 49 Prozent auch, sondern nur „die Frau“. Und „die Frau“ soll heiraten und sich vermehren, soll Männer rein- und Babys rauslassen wie ein Förderband der gesamten Spezies. In Wirklichkeit sind solche Fragen nichts als die Feststellung, dass wir, die wir uns gern als Individuen eben und selbstbestimmt unserer Wege gehen, im Irrtum sind. Gehirne sind hochindividualisierte Phänomene, die unterschiedlichste Dinge hervorbringen: Gebärmüttern entspringt nur eine Art der Schöpfung.

Wie es der Zufall will, gibt es viele Gründe, warum ich keine Kinder habe: Ich bin gut in Sachen Verhütung; obwohl ich Kinder liebe und das Tante-sein genieße, schätze ich auch das Alleinsein sehr; ich bin bei unglücklichen, wenig freundlichen Menschen aufgewachsen und wollte weder deren Art des Elternseins wiederholen noch jemanden in die Welt setzen, der mir ähnliche Gefühle entgegenbringt wie ich meinen Erzeugern; die Erde kann nicht noch mehr Erste-Welt-Menschen aushalten, und die Zukunft ist sehr unsicher; außerdem wollte ich schon immer wirklich gerne Bücher schreiben, was so, wie ich es bislang getan habe, ein einigermaßen zeitaufwendiger und nervenaufreibender Beruf ist. Meine Kinderlosigkeit ist nicht dogmatisch bedingt. Unter anderen Umständen hätte ich vielleicht welche bekommen, und es wäre mir gut damit gegangen – so gut, wie es mir mit meiner jetzigen Situation auch geht.

Manche Menschen wollen Kinder, können aber aus unterschiedlichen privaten Gründen – medizinischen, emotionalen, finanziellen oder beruflichen – keine bekommen. Andere wiederum wollen keine Kinder. Das geht niemanden etwas an. Nur, weil sich die Frage prinzipiell beantworten lässt, bedeutet das nicht, dass man dazu verpflichtet ist, sie zu beantworten beziehungsweise sie sich überhaupt stellen zu lassen. Die Frage meines britischen Gesprächspartners war ungehörig, weil sie impliziert, dass Frauen Kinder haben sollten und dass die reproduktiven Aktivitäten einer Frau selbstverständlich von öffentlichem Interesse sind. Grundsätzlich lag dieser Frage die Annahme zugrunde, dass es für eine Frau nur eine richtige Art zu leben gibt.

Aber wahrscheinlich ist sogar das noch zu optimistisch: Wenn man sich anschaut, wie kontinuierlich auch Mütter noch als unzulänglich dargestellt werden, ist es fraglich, ob es für Frauen überhaupt eine „richtige Art“ gibt. Eine Mutter wird durchaus mal wie eine Verbrecherin behandelt, weil sie ihr Kind für fünf Minuten allein gelassen hat, obwohl der Kindsvater das schon seit mehreren Jahren tut. Einige Mütter haben mir erzählt, dass sie nach der Geburt ihrer Kinder wie einfältige, nicht Verstandesbegabte behandelt wurden, die mit Nichtachtung gestraft gehörten. Viele Frauen in meinem Bekanntenkreis haben zu hören bekommen, dass man sie im Beruf nicht für voll nehmen könne, weil sie ja doch irgendwann schwanger würden und gingen. Vielen beruflich erfolgreichen Müttern dagegen wird unterstellt, dass sie irgendwann vernachlässigen. Es gibt also schlicht keine gute Antwort auf die Frage, wie man als Frau zu sein hat. Vielleicht liege die Kunst eher in der Art, wie wir die Frage zurückweisen.

Bislang haben wir über offene Fragen gesprochen. Dabei gibt es auch geschlossene Fragen, Fragen, auf die es, wenn es nach dem Fragenden ginge, nur eine einzig korrekte Antwort gibt. Es sind Fragen, die einen zurück in die Herde stoßen oder einen in die Hinterläufe zwicken, wenn man sich zu weit von der Herde wegbewegt, Fragen, die ihre Antworten schon in sich tragen und die ausschließlich auf Durchsetzung und Bestrafung abzielen. Eines meiner Lebensziele ist es, wahrhaft rabbinisch zu werden: jede geschlossene Frage mit einer offenen zu beantworten, die innere Autorität zu besitzen, um immer dann, wenn sich



Victor Tahal, Marielle Layher, Daniel Scholz

Eindringlinge nähern, eine gute Torwächterin zu sein und zumindest daran zu denken, „Warum fragen Sie mich das?“ zurückzufragen. Das nämlich, so habe ich festgestellt, ist immer eine gute Antwort auf eine unfreundliche Frage, und geschlossene Fragen sind meistens unfreundlich. In dem Gespräch, das in ein Verhör über das Kinderkriegen ausartete, wurde ich jedoch überrumpelt (und hatte zudem einen schlimmen Jetlag), weswegen mir nur das Erstaunen darüber blieb, warum solch üble Fragen so berechenbar gestellt werden.

Ein Teil des Problems ist vielleicht, dass wir gelernt haben, von uns selbst das Falsche zu verlangen. Unser kulturelles Umfeld ist durchdrungen von einer Art Poppsychologie, die sich obsessiv um die Frage dreht: Bist du glücklich? Diese Frage stellen wir so reflexhaft, dass der Wunsch, ein Apotheker mit Zeitmaschine könnte einen lebenslangen Vorrat an Antidepressiva nach Bloomsbury liefern, damit eine unvergleichliche feministische Prosa-Künstlerin sich wieder im Leben zurechtfindet und viele Würfe Woolf-Babys hervorbringt, nur natürlich erscheint.

Fragen zum Thema Glücklichkeit setzen üblicherweise voraus, dass wir wissen, wie ein glückliches Leben aussieht. Oft wird Glück als Ergebnis guter Organisation beschrieben: Wer sein Leben richtig aufstellt – Eheschließung, Nachwuchs, Eigentum, erotische Erfahrungen – , wird glücklich. Dabei würde eine Millisekunde Nachdenken reichen, um einzusehen, dass zahllose Menschen all das haben und trotzdem unglücklich sind.

Ständig bekommen wir Formeln in Einheitsgröße an die Hand, Formeln, die ganz oft ganz schmerzhaft nicht aufgehen. Trotzdem werden sie uns eingetrichtert. Wieder und immer wieder. Sie werden zu Gefängnissen und Strafen. Das Gefängnis der Vorstellungen lässt viele in die Falle eines Lebens tappen, das ordnungsgemäß von den richtigen Rezepten begleitet wird, aber trotzdem zu tiefst unglücklich ist.

Möglicherweise ist das Problem ein literarisches: Wir wollen mit einem einzigen Handlungsstrang auskommen, der zu einem guten Leben führt, obwohl gar nicht wenige von denen, die eben diesem Handlungsstrang folgen, trotzdem ein schlechtes Leben haben. Wir tun so, als gäbe es genau einen guten Plot mit

genau einem Happy End, während das Leben um uns herum doch in so vielfältigen Formen erblüht und wieder vergeht.

Sogar diejenigen, deren Leben nach der perfekten Version des bekannten Handlungsstrangs verläuft, werden nicht unbedingt glücklich. Was gar nicht notwendigerweise ein Drama ist. Ich kenne eine Frau, die siebzig Jahre lang glücklich verheiratet war. Sie hat ein langes, sinnerfülltes Leben nach ihren eigenen Maßstäben gelebt und wird von ihren Nachkommen geliebt und respektiert. Aber als glücklich würde ich sie trotzdem nicht bezeichnen. Ihr Mitgefühl für die Schwachen und ihre Sorge um die Zukunft haben ihr eine mutlose Weltsicht beschert.

Wer beschreiben will, was diese Frau anstelle von Glück im Leben gehabt hat, braucht eine präzisere Sprache. Möglicherweise gelten für jeden Menschen einfach sehr unterschiedliche Kriterien für ein gutes Leben: zu lieben und geliebt zu werden oder Befriedigung zu erfahren, geehrt zu werden, Sinn, Tiefe, Engagement oder Hoffnung zu erleben.

Als Schriftstellerin habe ich immer nach Wegen gesucht, um dem schwer Fassbaren und Übersehenen Gewicht zu geben, feine Nuancen und Schattierungen von Bedeutsamkeit zu beschreiben, das Leben in der Öffentlichkeit wie in der Einsamkeit gleichermaßen zu feiern und – so hat es John Berger formuliert – „eine andere Art zu erzählen“ zu entdecken. Weswegen es auch so niederschmetternd ist, wenn man die immer gleichen alten Erzählweisen vorge-setzt bekommt.

Die „Verteidigung der Ehe“, die in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Verteidigung des alten hierarchischen Konstrukts, das die Ehe war, bevor Feminist*innen anfangen, sie zu reformieren, reklamieren betrüblicherweise nicht nur die Konservativen für sich. Der inbrünstige Glaube, der heterosexuelle Zwei-Eltern-Haushalt sei für Kinder etwas geradezu magisch Tolles, sitzt tief, und zwar in viel zu vielen Teilen dieser Gesellschaft. Das führt dazu, dass viele in unglücklichen Ehen verbleiben, was sich auf alle Beteiligten zerstörerisch auswirkt. Ich kenne Menschen, die lange gezögert haben, eine schreckliche Ehe zu beenden, weil eine Situation, die für einen oder sogar beide Elternteile unerträglich ist, sich angeblich auf Kinder segensreich auswirke. Sogar Frauen mit

gewalttätigen Männern werden oft dazu genötigt, in einer Konstellation zu verharren, die schon für sich genommen so wundervoll zu sein hat, dass die Details nicht weiter ins Gewicht fallen. Form sticht Inhalt. Und trotzdem habe ich immer wieder erlebt, wie viel Freude eine Scheidung bereiten und welch vielfältige Formen eine glückliche Familie annehmen kann, angefangen bei alleinerziehendem Elternteil plus Kind bis hin zu unendlich unterschiedlichen Konstellationen von Patchwork-Familien.

Nachdem ich ein Buch über mich und meine Mutter geschrieben hatte, die einen brutalen, seinem Beruf ergebenen Mann geheiratet, vier Kinder bekommen und oft vor Zorn und Unglück geradezu gekocht hat, wurde ich von einer Interviewerin in einen Hinterhalt gelockt: Sie fragte mich, ob mein gewalttätiger Vater der Grund sei, warum es mir nicht gelungen sei, selbst einen Lebenspartner zu finden. Ihre Frage war voller erstaunlicher Annahmen darüber, was ich mit meinem Leben wohl vorgehabt hatte, und unterstrich das Recht, sich in dieses Leben einzumischen. Mein Buch „Aus der nahen Ferne“ handelte, so dachte ich, indirekt von meinem langen Weg in ein wirklich schönes Leben. Gleichzeitig war es der Versuch, mir über die Wut meiner Mutter und deren Ursprung klarzuwerden, den ich unter anderem in ihrem Gefangensein in konventionellen weiblichen Rollen- und Erwartungsmustern verortete.

Ich habe getan, was ich mit meinem Leben tun wollte, und das, was ich tun wollte, entsprach nicht dem, was meine Mutter oder die Interviewerin sich vorgestellt hatte. Ich wollte Bücher schreiben, von großzügigen, intelligenten Menschen umgeben sein und tolle Abenteuer erleben. Männer – Romanzen, Affären und Langzeitbeziehungen – gehörten zu diesen Abenteuern genauso dazu wie ferne Wüsten, arktische Meere, Berggipfel, Aufstände und Katastrophen sowie die Erforschung von Ideen, Archiven, Schriften und anderen Biographien.

Die Rezepte für ein erfülltes Leben, die uns unsere Gesellschaft anbietet, verursachen offenbar eine ganze Menge Unglück, sowohl auf Seiten derer, die nicht in der Lage oder willens sind, diese Rezepte zu befolgen, und deswegen stigmatisiert werden, als auch auf Seiten derer, die brav nach Rezept leben, aber das Glück trotzdem nicht finden. Selbstverständlich gibt es Menschen mit einem Leben in Standardausführung, die sehr glücklich damit sind. Ich kenne einige



Robert Lang-Vogel, Marielle Layher

davon, genauso wie ich eben auch sehr glückliche kinderlose und zölibatär lebende Mönche, Priester und Äbtissinnen, schwule Geschiedene und alles dazwischen kenne. Letzten Sommer wurde meine Freundin Emma von ihrem Vater zum Traualtar geführt, gefolgt von seinem Mann am Arm von Emmas Mutter. Alle vier, plus Emmas neuem Ehemann, stehen einander nahe, sie sind eine außergewöhnlich liebevolle Familie, die sich politisch für Gerechtigkeit einsetzt. Diesen Sommer war ich auf zwei Hochzeiten, bei beiden gab es keine Bräute, sondern jeweils zwei Bräutigame. Bei der ersten weinte der eine Bräutigam, weil ihm die meiste Zeit seines Lebens das Recht zu heiraten verwehrt worden war und er nicht geglaubt hatte, dass er seine eigene Hochzeit noch erleben würde.

Und trotzdem schwirren dieselben alten Fragen noch immer durch den Raum – auch wenn sie oft gar nicht wie Fragen daherkommen, sondern eher wie ein recht durchsetzungsstarkes Zwangssystem. In der traditionellen Weltanschauung ist Glück etwas essenziell Privates und Selbstbezogenes: Verstandesbegabte Menschen folgen ihrem Eigeninteresse, und wenn sie das mit Erfolg tun, sollten sie glücklich sein. Schon die Definition dessen, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, ist eng, und Altruismus, Idealismus und öffentliches Leben (ausgenommen Ruhm, Status oder materieller Erfolg) haben nur wenig Platz auf der Agenda. Die Vorstellung, dass ein Leben primär nach Sinnhaftigkeit streben sollte, tritt nur selten auf den Plan. Die standardisierten Tätigkeiten werden nicht nur als per se sinnhaft erachtet, nein, man begreift sie als die einzigen sinnvollen Optionen.

Einer der Gründe, warum die Mutterschaft hartnäckig als Schlüssel zur weiblichen Identität gilt, ist der Glaube, dass sich nur über Kinder die eigene Liebesfähigkeit befriedigen lässt. Aber neben dem eigenen Nachwuchs kann man doch noch so vieles andere lieben, es gibt so viele Dinge, die Liebe benötigen, und so viel Arbeit, die in dieser Welt mit Liebe getan werden muss.

Etliche derer, die die Motive kinderloser Menschen infrage stellen – es heißt, sie seien egoistisch, weil sie die mit Elternschaft einhergehenden Opfer nicht bringen wollen –, nehmen andererseits nicht zur Kenntnis, dass Menschen, die ihre Kinder intensiv lieben, vielleicht weniger Liebe für den Rest der Welt übrighaben. Die Autorin und Hochschullehrerin Christina Lupton hat kürzlich

über all die Dinge geschrieben, auf die sie verzichten musste, als die aufreibenden Aufgaben einer Mutter sie fest im Griff hatten, darunter:

„alle Arten, sich um die Welt zu kümmern, die nicht so leicht Bestätigung erfahren wie das Elternsein, aber fundamental notwendig sind, wenn Kinder gedeihen sollen. Damit meine ich das Schreiben und das Erfinden, die Politik und den Aktivismus, das Lesen und das Sprechen in der Öffentlichkeit, das Protestieren, Lehren und Filmemachen ... Fast alle Dinge, die ich am meisten wertschätze und von denen ich mir am ehesten Verbesserungen für die *Conditio humana* verspreche, sind brutal inkompatibel mit der tatsächlichen sowie der imaginierten Arbeit, die Kinderbetreuung bedeutet.“

Als Edward Snowden vor einigen Jahren plötzlich die Bildfläche betrat, war ich fasziniert davon, wie viele Menschen unfähig waren, zu begreifen, warum sich da ein junger Mann nicht an das Glücksrezept hielt und ein gutes Gehalt, einen sicheren Job und ein Haus auf Hawaii drangab, um der meistgesuchte Flüchtige der Welt zu werden. Sie alle schienen davon auszugehen, dass Snowden ein eigennütziges Motiv haben müsse, wahrscheinlich nach Geld oder Aufmerksamkeit gierte – schließlich handeln doch alle Menschen egoistisch.

Während der ersten Kommentarwelle schrieb Jeffrey Toobin, Rechtsexperte des *New Yorker*, dass Snowden „ein grandioser Narzisst“ sei, „der es verdient, im Gefängnis zu sitzen“. Ein weiterer strenger Kritiker verkündete: „Ich glaube, wir haben es bei Edward Snowden mit nichts als einem narzisstischen jungen Mann zu tun, der wild entschlossen ist, schlauer zu sein als der Rest der Welt.“ Andere wiederum vertraten die Ansicht, Snowden enthülle Regierungsgeheimnisse der USA, weil er von einem feindlich gesinnten Land dafür bezahlt worden sei.

Snowden kam einem vor wie ein Mensch aus einem anderen Jahrhundert. In seiner ersten Kontaktaufnahme mit dem Journalisten Glenn Greenwald nannte er sich „Cincinnatus“ – nach dem römischen Staatsmann, der für das Wohl seiner Gesellschaft eintrat, ohne sich davon einen Vorteil zu versprechen. Schon dieser Name war ein Hinweis darauf, dass Snowden seine Ideale und

Handlungsmodelle weitab von den Standardformeln für Lebensglück ausgebildet hat. Andere Zeiten und Kulturen haben schon häufiger gänzlich andere Fragen formuliert als jene, die wir heute stellen: Was ist das Sinnvollste, was du mit deinem Leben anstellen kannst? Wie groß ist dein Beitrag zur Welt oder zur Gemeinschaft? Lebst du gemäß deinen Prinzipien? Was ist dein Vermächtnis? Wofür steht dein Leben? Vielleicht ist unsere Obsession mit dem Glück eine Art, uns all diese Fragen nicht stellen zu müssen, eine Möglichkeit zu ignorieren, wie großräumig unser Leben, wie wirkmächtig unsere Arbeit und wie weitreichend unsere Liebe sein kann.

Im Kern der Glücksfrage steht ein Paradoxon. Todd Kashdan, Psychologieprofessor an der George Mason University, hat vor einigen Jahren von Studien berichtet, die ergeben haben, dass Menschen, die es für wichtig halten, glücklich zu sein, häufiger Depressionen entwickeln als andere: „Das Leben rund um den Versuch zu organisieren, glücklich zu sein, und Glück zum Hauptlebensziel zu machen, verhindert es, tatsächlich glücklich zu werden.“

In England hatte ich dann doch noch meinen rabbinischen Augenblick. Als ich den Jetlag überwunden hatte, wurde ich noch mal auf einer Bühne interviewt, diesmal von einer Frau mit affektiert flötendem Akzent. „Sie sind also“, tirillierte sie, „von der Menschheit verletzt worden und daraufhin schutzsuchend aufs Land geflohen.“ Was sie damit sagen wollte: Ich war ein ausnehmend klägliches Exemplar, das hier zur Schau gestellt wurde, eine Ausreißerin aus der Herde. Ich wandte mich ans Publikum: „Ist jemand von Ihnen schon mal von der gesamten Menschheit verletzt worden?“ Man lachte mit mir. In diesem Augenblick wussten wir, dass wir alle unseren Hau hatten, alle gemeinsam in dieser Sache drinsteckten und dass es unser aller Aufgabe ist, das eigene Leiden zu thematisieren und gleichzeitig zu lernen, es anderen nicht zuzufügen. Genau so ist es mit der Liebe, die so vielfältige Erscheinungsformen hat und sich auf so viele Dinge richten kann. Viele Fragen im Leben sind es wert, gestellt zu werden. Aber vielleicht können wir uns, schlau wie wir sind, klarmachen, dass nicht jede Frage auch eine Antwort braucht.

IMPRESSUM

Anfertigung der Dekorationen und Kostüme in den Werkstätten des Staatstheaters Darmstadt

TECHNISCHER DIREKTOR Bernd Klein BÜHNENINSPEKTOR Uwe Czettel LEITUNG DER WERKSTÄTTEN Gunnar Pröhl ASSISTENZ TECHNISCHER DIREKTOR Almut Reitz TECHNISCHE ASSISTENZ Marie Ruth van Aarsen (Konstruktion) / Lisa Bader (Werkstätten) / Friederike Streu (Schauspiel) / Anna Kirschstein (Musiktheater/Tanz) KONSTRUKTION Oliver Krakow LEITUNG DER BELEUCHTUNGS- UND VIDEOABTEILUNG Nico Göckel LEITUNG DER TONABTEILUNG Sebastian Franke LEITUNG KOSTÜMABTEILUNG Gabriele Vargas Vallejo CHEFMASKENBILDNERIN Tilla Weiss LEITUNG DER REQUISITENABEILUNG Ruth Spemann LEITUNG DES MALSAALS Ramona Greifenstein KASCHIERWERKSTATT Lin Hillmer / Jenny Junkes LEITUNG DER SCHREINEREI Daniel Kositz LEITUNG DER SCHLOSSEREI Jürgen Neumann LEITUNG DER POLSTER- UND TAPEZIERWERKSTATT Andreas Schneider GEWANDMEISTEREI Lucia Stadelmann / Roma Zöllner (Damen) / Brigitte Helmes / Simone Louis (Herren) SCHUHMACHEREI Tanja Heilmann / Daniela Klaiber / Anna Meirer



Hessisches Ministerium
für Wissenschaft und Kunst



Freunde des
Staatstheaters
Darmstadt e.V.



TEXTNACHWEISE

Weitergehen. ist ein Originalbeitrag von Maximilian Löwenstein.

Rebecca Solnit: *Die Mutter aller Fragen.* in: *Die Mutter aller Fragen.* Hamburg, 2017.

Impressum

SPIELZEIT 2020/21 PROGRAMMHEFT NR. 3 HERAUSGEBER Staatstheater Darmstadt, Georg-Büchner-Platz 1, 64283 Darmstadt INTENDANT Karsten Wiegand GESCHÄFTSFÜHRENDER DIREKTOR Jürgen Pelz REDAKTION Maximilian Löwenstein FOTOS © Robert Schittko CORPORATE DESIGN sweetwater / holst VISUELLES KONZEPT SPIELZEIT 2020/2021 Bureau Sandra Doeller AUSFÜHRUNG Lisa-Marie Erbacher HERSTELLUNG DRACH Print Media, Darmstadt



STAATSTHEATER-DARMSTADT.DE
TELEFON 06151 28 11 600

BLEIBEN SIE MIT UNS IN VERBINDUNG:

